

m Nekr Sch 66

DR. PHIL.

TRAUGOTT GOTTFRIED
SCHIESS

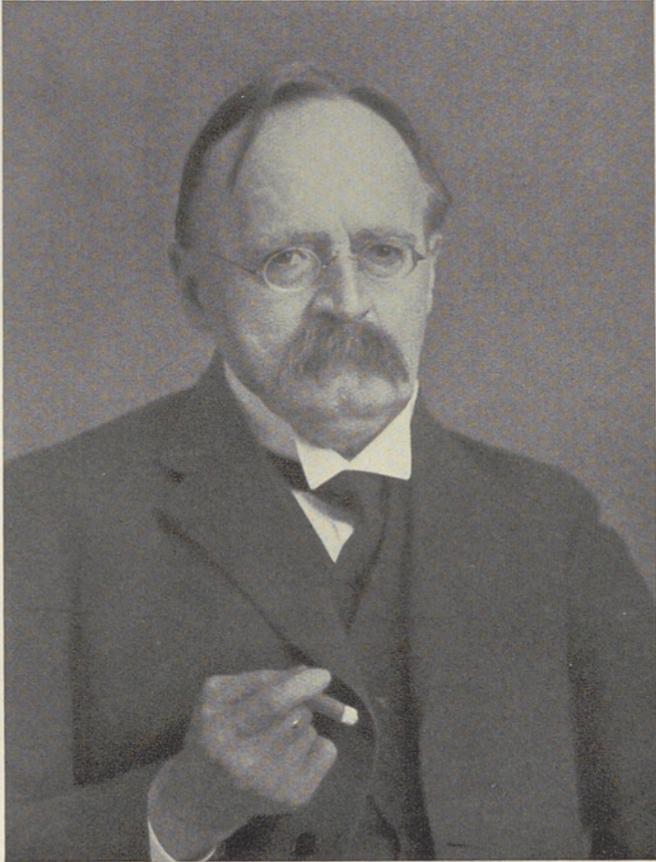
1864-1935



ZUR ERINNERUNG
AN
HERRN DR. PHIL.
TRAUGOTT GOTTFRIED
SCHIESS

GEBOREN DEN 30. OKT. 1864
GESTORBEN DEN 9. FEBR. 1935

G 1071
Traugott Dr. Schiess
H. Gallen



Dr. J. Schiefz

ANSPRACHEN
GEHALTEN BEI DER TRAUERFEIER
IM KREMATORIUM
AM 12. FEBRUAR 1935

ANSPRACHE

gehalten von Herrn Prof. B. HARTMANN, Chur.

Evang. Joh. 18, 36—37. — Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Du sagst es: Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Liebe Leidtragende und Mittrauernde!

Wir stehen in der gegenwärtigen Stunde unter dem Eindruck eines herben Verlustes. Zunächst ja die Angehörigen des Entschlafenen, denen der Gatte, Vater und Großvater so jäh entrissen worden ist. Ehe sie sich mit dem Gedanken recht vertraut machen konnten, daß er, der Immergesunde, Immervorwärtsarbeitende krank sein könne, ist er ihnen entrissen worden. Kaum war er heimgekehrt von der Bestattung seiner Schwester in München, war auch sein Sterbebett gerüstet. Aber mehr, Freunde. Einen außergewöhnlich herben Verlust beklagt ja auch unsere schweizerische Geschichtswissenschaft, in der der liebe Entschlafene mitten drin stand als eine der Säulen, als ein Gewährsmann von bester Zuverlässig-

keit, dem man gerne Aufgaben zuwies, die besonders schwierig erschienen. Noch stand er ja, seinem hohen Alter zum Trotz, mitten in einem Werk, das ganze Kraft und Ausdauer verlangte.

Wir reden vom Verlust, haben in diesen Tagen reichlich davon gesprochen. An dieser Stätte laßt uns anders reden. Wir treten mit den Ueberresten des Entschlafenen vor Gott den Herrn. In solcher Stunde aber haben wir nicht zu rechten und zu richten. Da ist die Demut am Platz, die nicht von dem spricht, was man verlor, sondern von dem, was man haben durfte und lieben und verehren durfte. Die Demut, die zuletzt spricht: Wie wunderbar sind deine Werke, o Herr! Gewiß war der Entschlafene ein Mensch mit seinen menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten. Aber der Ertrag seines Lebens als Vertreter seines Faches, sein Arbeitswille, sein Sich in den Dienst stellen und schließlich die erstaunliche Gesundheit, die ihm dabei eigen war, sein reiches Gemütsleben und was er den Seinen immer wieder war in Liebe — was war's alles zusammen? Nicht Menschenwerk, sondern Gottesgeschenk. Und vor dem, der es gab und in seiner großen Gnade und Güte so dauernd gab, wollen wir uns beugen und danken.

Wir vernehmen die Darstellung seines Lebensganges, wie sie von seinen Nächsten und durch Freundeshand gegeben wurde.

PERSONALIEN DES HERRN TRAUGOTT SCHIESS.

Unser lieber Gottfried Traugott Schieß war am 30. Oktober 1864 in München geboren. Der Vater war Kunstmaler Traugott Schieß, Sohn des s. Z. durch Eifer und Bekenntnismut weit umher bekannten Grabser Pfarrers. Die Mutter des Entschlafenen aber, Emilie geb. Steffan, war die Tochter des einst als Gebirgsmaler viel genannten und geschätzten Gottfried Steffan von Wädenswil, der seinen Wohnsitz dauernd in München genommen hatte. Die Herkunft aus einer so ausgesprochenen Künstlerfamilie hat der Verewigte nie verleugnet und auch in eigener graphischer Tätigkeit, sowie gründlichen archäologischen und numismatischen Studien nachwirken lassen. Auch verfügte er über eine ganz ungewöhnliche Geschicklichkeit der Hand. Diese aber wieder mag zurückgewirkt haben auf seine viel beneidete Fähigkeit, Handschriften jedes Jahrhunderts zu entziffern.

Traugott Schieß war das zweite Kind seiner Eltern. Der um ein Jahr ältere Bruder überlebt ihn als Kaufmann in Holland. Die einzige Schwester, ganz kürzlich erst verstorben, wurde zwei Jahre nach ihm geboren, und dann traten schwere Zeiten ein für die kleine Familie. Der Vater begann zu kränkeln und sollte sich nicht mehr dauernd erholen. Er hatte eben begonnen als Künstler seine volle Kraft zu entfalten und als Vertreter der romantischen Landschaft Werke geschaffen, die sich

Beachtung erzwangen. Da trat der frühe Tod an ihn heran. Der Entschlafene war damals ein vierjähriges Knäblein, als sein Vater die Mutter mit den drei Kindern allein zurücklassen mußte. Mochte so der Knabe nur undeutliche Erinnerungen an den Vater behalten, so trug er doch die tiefe Verehrung für ihn durch sein ganzes Leben weiter. Die Bilder des Vaters blieben ihm ein Heiligtum, von dem er sich nicht trennte, und groß war seine Freude, wie eine spätere Zeit das Interesse für die gesammelte, stark gefühlsbetonte Kunst des Frühvollendeten erneuerte.

Die Erziehung der Kinder aber führte die Mutter selbst mit fester Hand weiter, als ungewöhnlich tüchtige, klarblickende Frau. Doch ist der Entschlafene zum Teil im großelterlichen Haus herangewachsen im Kreis der großen, blühenden Familie Steffan, da die verwitwete Tochter in der Nähe des Vaters ihre Wohnung bezog. Die enge Verbindung mit dieser Familie blieb auch bestehen, als Großvater und -mutter nicht mehr unter den Lebenden waren. Wir wissen ja auch, daß der Entschlafene trotz seines tiefschweizerischen Empfindens die Münchner Mundart nie ablegen konnte oder wollte. Daneben pflegte er stets mit Treue die Beziehungen zu den zahlreichen Geschwistern seines Vaters, von denen einige ein hohes Alter erreichten.

Er besuchte das Ludwigs-Gymnasium in München, und seine schon frühe hervortretende Begabung für die alten Sprachen ließ ihn den Weg durch die Mittelschule

leicht gehen. Uebrigens genoß er den seltenen Vorzug, auch gleichzeitig mathematische Neigungen zu besitzen. Die Universität München bezog er darauf, sicherer Bestimmung folgend, als Student vorab der alten Sprachen und hier wieder im Besonderen des Lateins. Diesem Fach entnahm er dann auch das Thema seiner Doktorarbeit, die er in Zürich einreichte, wohin er in späteren Semestern übergesiedelt war. Sie behandelte die collegia funeratitia im alten Rom, ein Gegenstand, der ihn tief hineinführen mußte in die Rätsel der Inscriptionen. Mit »höchstem Lob« schloß er ab. Aber er gehörte zu den reichen Naturen, die sich nicht auf einen einzigen, schulmäßigen Weg beschränken können. Es gab Zeiten in seinen Studentenjahren, da es ihn tief hineintrrieb in die semitischen Sprachen, da er hebräisch, syrisch, arabisch trieb und selbst in die koptische Literatur einzudringen suchte. Es waren Dinge, die er betreiben konnte wie einen erfrischenden Ausflug, um sie später wieder ganz aufzugeben, jüngere Freunde aber dazu anzuregen.

Ein Zwischenstück nach Vollendung seiner Studien bildete die einläßliche Beschäftigung mit Numismatik im Auftrag des bekannten Dr. Friedr. Imhof-Blumer. War's nur eine vorübergehende Angelegenheit, so hat doch der Meister dieses Faches dem Entschlafenen zeit- lebens ein warmes Interesse bewahrt. Nun aber zeigte sich Gelegenheit, ins Mittelschulfach zu treten, und Traugott Schieß ergriff sie freudig. Vicariate in Winterthur und Chur ebneten den Weg für die Berufung an die

Churer Kantonsschule als Lehrer für alte Sprachen, Geschichte und Deutsch. Und er »konnte« lehren. Es eignete ihm eine seltsam zwanglose Art, über die Dinge zu reden und sein überlegenes Wissen vor der jungen Welt in verständliche Sprache umzusetzen. Die Zahl seiner dankbaren Schüler war denn auch nicht gering, und wenn man lange nachher ihn etwa fragte, wie er denn eigentlich von seinen Churer Jahren denke, hat er stets geantwortet, er werde die stille Sehnsucht nicht los nach den hellen Augen der Mittelschüler. Seine Churer Stelle versah er 1890 bis 1901.

Ins Jahr 1891 fiel auch seine Vermählung mit Fräulein Lydia Brupacher, die ihn heute, nach nahezu 44-jährigem Ehestand, überlebt. Er fand eine Gattin voll Treue, die dank eigener, weitgehender Bildung seinen Studien großes Verständnis entgegenzubringen vermochte. Jetzt baute er sich sein eigenes Haus und Heim, draußen vor der Stadt Chur, zum guten Teil nach eigenen Plänen, und legte sich den Garten an, der längst sein Wunsch gewesen war. Nun sah man ihn in Zwischenstunden mit der Baumschere in der Hand, die er so sicher handhabte wie die Feder. Dort aber wurde ihm auch die Tochter geboren, die heute tief um einen Vater trauert, der voll Liebe und Aufmerksamkeit war.

Aber die Churer Jahre sollten ihm noch etwas bringen, was mitbestimmend wurde für die folgenden Jahrzehnte seines Lebens. Hier wurde aus dem Latinisten und Archäologen der Historiker. Ueber die Ursachen

dieser Schwenkung seiner wissenschaftlichen Front müßte der Entschlafene selbst zu uns sprechen. Das Wort »Zufall« kennen wir nicht, und es hat am wenigsten Geltung in einem wissenschaftlich so reich gesegneten Gelehrtenleben. Vielleicht war es seine außerordentliche Fähigkeit des Entzifferns von Handschriften und sein Interesse für die Latinität der Humanisten. Wir haben es miterlebt, doch ist's uns heute, er habe plötzlich mitten drin gestanden in der Bündner Reformationsgeschichte. Die Simmler'sche Briefsammlung, die seit dem 18. Jahrhundert in Graubünden wenig mehr beachtet worden war, die z. T. nur erst handschriftlich vorhandenen Werke der Bündner Humanisten, deren Sprache er so sicher beherrschte, alles vermochte er sich anzueignen in erstaunlich kurzer Zeit und dankbar empfing nun die Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden die Früchte seiner Arbeitskraft. Ja, man darf sagen, daß er eine neue Aera dieses Forschungsgebietes für Graubünden einleitete. Die Historisch-Antiquarische Gesellschaft dieses Kantons nimmt denn auch lebhaftesten Anteil an dieser Stunde des Abschieds von einem um sie Hochverdienten.

Wir übergehen das weitere wissenschaftliche Schaffen des von Gott, dem Herrn, mit so hohen Kräften Begnadeten. Es wird von berufener Seite gewürdig werden und lassen die letzten drei Jahrzehnte seines Lebens nur noch vom persönlich-familiären Erleben aus reden.

Es brauchte für den Entschlafenen recht schwerwiegende Gründe, um ihn von Graubünden zu trennen. Das Jahr 1901 brachte ihm die Berufung nach St. Gallen als Stadtarchivar und zweiter Bibliothekar neben dem von ihm so hochverehrten Prof. Johannes Dierauer. Damit hatte das Leben des Entschlafenen eine gewisse Erfüllung erreicht und bewegte sich jahrzehntelang äußerlich in ruhigen Bahnen weiter. Wohl fehlte ihm eine eigentliche Lehrtätigkeit zuweilen empfindlich. Doch wußte er sich einen Ersatz dafür zu schaffen durch eine nie mehr unterbrochene Publizistik, sei es in Form von Editionen oder aber auch in Monographien und Vorträgen. Und bald wußte er sich ja auch getragen von Anerkennung und Vertrauen der wissenschaftlichen Fachwelt, sowie der Stadt St. Gallen, die seine Verdienste mit der Verleihung des Bürgerrechts ehrte. Wer gelegentlich an seine Tür klopfte, fand ihn stets vertieft in irgend einen wissenschaftlichen Auftrag oder auch eine selbstgestellte Aufgabe neben den täglichen Pflichten seines Archiv- und Bibliothekdienstes, und er trat uns entgegen als der durch stets neue Aufgaben Angeregte und Gesättigte. Still war es um ihn her. Frau und Tochter die einzigen Hausgenossen. Aber es war die Stille konzentrierter geistiger Arbeit.

Schließlich aber kam ein Lebensabend, wie er doch nur Wenigen vergönnt ist. Vor acht Jahren, d. h. als 62-Jähriger, legte er seine städtischen Aemter nieder, doch nicht, um sich zur Ruhe zu setzen, sondern um seine

ganze Kraft einer Art von historischer Arbeit zu widmen, für die er geschaffen war, wie Wenige. Der große Auftrag, den ihm die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz erteilte, ein Quellenwerk zur Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft zu schaffen, erfüllte ihn ganz und gar und ersparte ihm bis zum letzten Augenblick seines Lebens den Gedanken, überflüssig geworden zu sein.

Dazu kamen Ehrungen von daher und dorthier und Erfreuliches in der eigenen Familie. Die Vermählung der einzigen Tochter, die Geburt und das fröhliche, ungehemmte Heranwachsen einer lieben Enkelin. Wohl spürte er mit seiner treuen Ehegattin die körperlichen Hemmungen des herannahenden Alters, doch mit Maß. Aeußerlich war er fast unverändert geblieben. Und daß er sich noch keineswegs alt fühlte, beweist auch der Umstand, daß er vor wenig Tagen noch trotz Winterszeit allein nach München reiste, um an der Bestattung seiner einzigen Schwester teilzunehmen.

Es war doch zu viel. Auf der Heimreise nach St. Gallen ergriff ihn eine Erkältung mit ganzer Macht. Noch konnte er die Vadiana erreichen, die ja seit Jahrzehnten seine Wohnung war, noch konnten Herzen und Hände von Frau und Tochter ihm zu Hilfe kommen. Es war umsonst. Die Stunde war da. Am Samstagvormittag ist er im Frieden entschlafen. Zu früh für die, welche ihn liebgehabt, zu früh für die Wissenschaft und doch ganz

gewiß nach dem tröstlichen Sinn des Psalmwortes: Du bist mein Gott. Meine Zeit ist in Deinen Händen.

Es gibt ein Stillewerden mitten im ewigen Kommen und Gehen, im Empfangen und Verlieren, im Nehmen und Geben, das fließt ja aus dem demütigen Erkennen, daß Gott, der Herr, uns gibt und gibt auch da, wo wir verlieren und traurig werden. Man schließt die Augen und spürt, daß wir ja aus seiner Fülle nehmen können Gnade um Gnade und in Wirklichkeit auch stets genommen haben. Das ist der Optimismus unseres Christenglaubens, der fest verankert ist in der Demut.

Wir sind der christlichen Sitte gefolgt, ein Bibelwort, ein Gotteswort hineinzurufen in die Stunde des Abschieds und der Trauer, und wir dürfen. Der liebe Entschlafene war ein Mann, ein evangelischer Christ, der nicht so leicht aufs Letzte und Tiefste zu sprechen kam, was ihn bewegte und hat scheinbar etwas abseits gestanden von unserem aktiven kirchlichen Leben. Ich sage «scheinbar», denn in Wirklichkeit stand er ja während den besten Jahren seines Schaffens mitten drin. Wir wissen, was seit nahezu vierzig Jahren stets wieder der Gegenstand seines Forschens war. Die Zeit der großen Reformation von 400 Jahren. Und hier warens nicht die Hauptgestalten, sondern die Nebenfiguren, denen er mit besonderer Liebe nachging bis hinab zu dem Volk, das ohne Namen dahinlebt, dessen Flugschriftenliteratur aus jenen großen Tagen er kannte, wie wenige. Und wer da hineinhorchte in sein Schaffen und den so phrasenlosen

Vortrag dessen, was er zu sagen hatte, der konnte stets wieder Töne vernehmen, die aus den Tiefen eigener Beteiligung kamen. Und vielleicht gibts keine seiner vielen Schriften, durch die er so tief ins eigene evangelische Innenleben schauen ließ, wie das vor 12 Jahren erschienene St. Galler Neujahrsblatt über den Pfarrer Johann Jacob Bernet.

Er hat sie der hochwürdigen Universität Heidelberg gewidmet, diese eigenartige Bekenntnisschrift, zum Dank für den Dr. der Theologie honoris causa, und nicht leicht wird man sie sehen ohne den Eindruck, daß hier ein anderer redete, als der Historiker allein. Der Mann, der das evangelische Vätererbe hoch hielt und heilig, auch wenn es ihm nicht gegeben war, es im Besehen mit sich zu tragen, sondern als Kind seiner Zeit. Wer mit solcher Liebe über Joh. Jacob Bernet, den ringenden evangelischen Pfarrer des vergangenen Jahrhunderts, schreiben konnte, dem mußte es aus der Tiefe kommen.

Er hörte die Stimme, die von oben kommt. Er vernahm sie. Und umsonst haben wir ihm nicht das große Wort über sein Grab gerufen: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Und aus der Wahrheit durfte er sein. Das zieht sich hin durch sein ganzes gelehrtes Lebenswerk. Das war die erfrischende Herbigkeit seines Wesens. Wir, die wir vor Jahrzehnten seine Schüler waren, wußten, daß man ihm mit keiner Arbeit vor die Augen treten durfte, die nicht auf genauem, ehrlichem Studium beruhte. Oberflächliches Schreiben und Reden wies er ab.

Und dann war Eines noch, was ihr für uns zusammenbringt mit dem Bibelwort: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Er, der in Glaubensdingen so schwer und selten aus sich heraustrat, war stets fest überzeugt, daß evangelisches Christentum Glaubenssache sei. Und das war nicht nur das Erbe seines Großvaters, der einst als Pfarrer mitten drinnen gestanden hatte gegen verhängnisvolle Modernisierungsversuche unseres evangelischen Christentums.

Noch ist mir deutlich genug in Erinnerung, wie er vor mehr als 40 Jahren dem jungen Theologiestudenten und hernach dem jungen, tastenden Pfarrer sein Haus offen hielt in der liebevollsten Weise. Man ging nie weg ohne innere Bereicherung. Erst waren sprachliche Anregungen, die man davontrug, und später eine Fülle von Winken in Bezug auf das Studium der Bündner Reformationgeschichte. Auf dogmatische Erörterungen ließ er sich selten ein. Einmal aber doch. Es waren wenig Sätze und ihr Sinn: »Glauben muß Glauben bleiben. Das andere kann nicht Dauer haben«. Er wußte kaum, was er damit gab. Der junge Pfarrer aber vergaß es nicht.

Freunde, wir nehmen Abschied von einem Gelehrtenleben von großem Ernst und nimmermüder Arbeitsfreude. Vor Gott, dem Herrn, ist klein. Wir werden alle still, wenn das Ewige so nahe an uns herantritt. Die eigene Kraft und Größe liegt in Scherben da. Gott gebe, daß uns dann aufrichte die Macht des Heilandsworts: Mein Reich ist nicht von dieser Welt — und wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme! Amen.

ANSPRACHE

gehalten von Herrn Prof. Dr. E. KIND, St. Gallen.

Nur ein Vierteljahr ist verstrichen, seit die schweizerischen und st. gallischen Historiker Traugott Schieß ihre Grüße und Glückwünsche zum 70. Geburtstag entboten haben. Es geschah in einfachster Form, denn der bescheidene Mann hatte sich alle Ehrungen ernstlich verboten. So hat ihm damals wohl der Zwingliverein in Zürich ein Heft der »Zwingliana« gewidmet, und hier, wo er lebte, hat man in der Tagespresse dankbar seiner großen Arbeit gedacht. Anderswo und zu andern Zeiten hätte ein Forscher von seiner Bedeutung wohl eine umfangreiche Festschrift erhalten. Traugott Schieß aber wünschte sich nichts sehnlicher, als daß ihm noch Zeit und Kraft bleiben möchte, das gewaltige Arbeitsprogramm, in das er immer mehr hineingewachsen war, zu vollenden. Wir alle hofften das mit ihm, denn es waren ihm Aufgaben anvertraut, wie sie die Geschichtswissenschaft des Kantons St. Gallen wie auch des Gesamt Vaterlandes nicht oft zu stellen hat, und manche, für die kaum einer so geschaffen war wie er.

Wir stehen heute am Grabe dieses Mannes, dem noch so vieles zu tun aufgetragen war. Es ist angesichts dieses Sarges schwer zu glauben, daß kein Mensch unersetzlich sei. Was Traugott Schieß uns an wissenschaftlichen Gaben noch hat schenken wollen, das wird uns nicht leicht ein anderer an seiner Stelle geben können. Und doch ist es im Sinne des Verstorbenen, wenn ich hier, da wir von ihm Abschied nehmen, auch an jene denke, die das von ihm Geschaffene fortsetzen werden, und die Hoffnung ausspreche, daß ihnen die Vollendung gelingen möge. Denn wissenschaftliche Arbeit war für Traugott Schieß nicht eine Angelegenheit des persönlichen Ruhmes; ihm galt nicht der Schaffende, sondern das Geschaffene, das Werk. Es ist viel gleichgültiger, wie der heißt, der eine geschichtliche Wahrheit findet, als daß diese Wahrheit gefunden wird, und vor allem, daß sie dann wirksam wird für die weitere Forschung. Nichts anderes wünschte sich der Verstorbene gerade auch für seine Leistung.

Wir werden ihm in dieser hohen und uneigennützigem Auffassung vom Ethos des wissenschaftlichen Arbeiters beipflichten; aber das darf uns nicht hindern, uns hier darauf zu besinnen, was gerade *er* geleistet hat.

Das Lebenswerk des St. Galler Stadtarchivars Schieß steht in gar keinem Verhältnis zur Bescheidenheit seiner amtlichen Stellung. Es ist nicht nur der Stadt, nicht nur der Ostschweiz, sondern dem ganzen Lande und selbst der Wissenschaft über den Grenzen zugute gekommen.

Dieses Lebenswerk zeugt von einer unerschöpflichen Arbeitskraft. Nur ein fanatisch fleißiger, systematischer und weit voraussehender Gelehrter bringt Derartiges zustande, nur einer, der den Tag und auch die Nacht nützt. Wieviele Nächte hat er hinter seinen Urkunden gesessen! Freilich, in den letzten Zeiten wollten die ein Leben lang übermäßig beanspruchten Augen den strengen Dienst nicht mehr so leisten, wie früher. Da machte er um die Dämmerzeit etwa einen kleinen Gang aus dem Hause und schöpfte mit der frischen Luft neue Kräfte für den Abend.

Die Arbeit ging ihm rasch vonstatten. Ein Verzeichnis seiner Aufsätze und Einzelwerke, das die Vadiana aufgenommen hat, umfaßt 75 Nummern und erhebt nicht einmal den Anspruch, vollständig zu sein. Bedenkt man, wie unerhört sorgfältig und genau Schieß arbeitete, so läßt sich dieses verhältnismäßig rasche Fortschreiten und diese Fruchtbarkeit nur erklären durch die selbst anezogene, scharfe methodische Disziplin und allerdings auch durch ein Gedächtnis von erstaunlichem Umfang und absoluter Sicherheit. Wohl klagte er seit einiger Zeit über ein Nachlassen; aber er hat sein verblüffendes Wissen bis in alle Einzelheiten immer wieder gegenwärtig gehabt.

Wer seine Arbeiten überschaut, steht unter dem Eindruck der großen Editionen, der Urkunden- und Briefsammlungen, die er herausgegeben hat. Und unter diesem Eindruck, verstärkt durch das Bild des unermüd-

lichen »Abschreibers in der Mönchszelle«, das er dem Besucher bot, möchte man ihn für einen Nachfahren der Ekkeharde halten, oder jener fleißigen Stoffsammler des 19. Jahrhunderts, die eine spätere Zeit überheblich als bloße »Kärrner« und Handlanger des schöpferisch aufbauenden Gelehrten bezeichnet hat. Wie kurzsichtig ist dieser Dünkel scheinbarer Großzügigkeit! Wir brauchen nur an die Frage der Entstehung unserer Eidgenossenschaft zu denken, um zu erkennen, daß man früher gar nicht genug solcher »Kärrnerarbeit« geleistet hat und daß ohne sie kein fester Bau möglich ist. Auf jeden Fall aber ist die Art, wie Traugott Schieß die mühsame Erschließung der Quellen besorgt hat, keine mechanische Sammelarbeit gewesen, sondern selbst schöpferische Tätigkeit. Allein in den Einleitungen und Anmerkungen seiner Urkunden- und Briefpublikationen steckt mehr Erkenntnis und Stoffverarbeitung als in Dutzenden von modernen Darstellungen, die keine Substanz haben. Schieß hätte übrigens gar nicht im Kleinkram des bloßen Aufspürens und Sammelns aufgehen können; seine Natur selbst trieb ihn auch zur Darstellung, denn sie war innerlich durchaus künstlerisch veranlagt.

Die Zahl seiner Geschichtsdarstellungen geht in viele Dutzende. Vom Vortrag über eine kleine spezielle Frage oder über ein Einzelschicksal (er hat das Biographische geliebt als ein Mensch, der fremdem Geist aufgeschlossen war) reicht sein Stoffgebiet bis zur straff gefaßten, überlegen gestalteten 1000-jährigen Geschichte einer

ganzen Stadt. Viele der kleineren Arbeiten sind vor drei Jahren vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen unter dem Titel »Beiträge zur Geschichte St. Gallens und der Ostschweiz« gesammelt herausgegeben worden; viele andere sind versteckt in Zeitschriften, Jahresmappen und Neujahrsblättern. Die letzte Darstellung, die aus der Feder von Traugott Schieß erschienen ist, sein Beitrag zum Jubiläumsband des Historischen Vereins vom letzten Herbst, gilt, wie sein ganzes Lebenswerk, der engeren und der weiteren Heimat; sie vergleicht den Freiheitskampf der Appenzeller mit der Entstehungsgeschichte der drei Länder. Angefangen bei den Arbeiten zur klassischen Philologie, von welcher Traugott Schieß herkam, über die bündnergeschichtlichen Schriften aus der Churerzeit, zu den Werken über Kloster und Stadt St. Gallen, und über die von Zürich nach allen Seiten ausstrahlende Reformation, gibt es wohl kein Werk dieses Forschers, darin auch nur *eine* unnötige Phrase steht. Inhaltlich und formell kann er jeden Satz verantworten; gedanklich wie stilistisch ist alles aus *einem* Guß.

Den wissenschaftlichen Ruhm von Traugott Schieß werden aber trotz allem weniger seine Darstellungen als seine Quelleneditionen ausmachen. Darin hat er sich, anfänglich unter Hermann Wartmanns Führung, zur unbestrittenen Autorität entfaltet. Seine ausgezeichneten philologischen Fähigkeiten haben hier entscheidend mitgewirkt, für die Textkritik sowohl wie für die Uebersetzungen. Wie meisterhaft sind z. B. seine Regesten im

Quellenwerk zur Entstehung der Eidgenossenschaft, als deutsche Inhaltszusammenfassung lateinischer Urkunden.

Mit der Fortsetzung von H. Wartmanns Urkunden der Abtei St. Gallen begann Schieß, nach kleineren Anfängen, seine große Editionstätigkeit; er ist nach Wartmann der hauptsächlichste Bearbeiter des gewaltigen Werkes gewesen und hat ständig bis zuletzt daran weitergearbeitet. Eine große Genugtuung mag er noch in letzter Zeit erlebt haben, als er den abschließenden zweiten Band des Appenzeller Urkundenbuches erscheinen lassen konnte; der erste stammt schon aus dem letzten Jahre vor dem Krieg, ebenso die Herausgabe der Reimchronik des Appenzeller Krieges. Eine Riesenarbeit hat er damit für seinen Heimatkanton vollbracht. Seit 30 Jahren kämpfte Schieß mit den ungeheuren Massen der Korrespondenz Heinrich Bullingers. Der milde Nachfolger Zwinglis ist ihm immer besonders lieb gewesen. Ohne diese Liebe für den Retter der Zürcher Reformation hätte Schieß nicht bis zuletzt, wann immer er Zeit erübrigen konnte, an dieser großartigsten Briefsammlung des reformatorischen Zeitalters weiterarbeiten können. Erschienen ist erst ein kleiner Teil des Ganzen; in drei Bänden der »Quellen zur Schweizergeschichte« gab Schieß den »Briefwechsel Bullingers mit den Graubündnern« in einer ausführlichen Auswahl heraus. Seither hat er weitergearbeitet an der Sammlung und Bearbeitung der gesamten Korrespondenz Bullingers, die auf die ungeheure Zahl von

etwa 12,000 erhaltenen Briefen geschätzt wird. An eine eigene Vollendung auch dieser Arbeit glaubte allerdings Traugott Schieß selbst in seinen zuversichtlichsten Augenblicken nicht. Aber er hinterläßt dem Zwingliverein ein kostbares Vermächtnis in der unvergleichlichen Materialsammlung, und ich darf ihm im Auftrag des Zwinglivereins hier dafür danken. Wie vieles lag doch auf seinen Schultern! Er hat mir in den letzten Jahren mehr als einmal geklagt, daß es fast nicht mehr zu tragen sei. Aber das, was in dieser Zeit fast seine ganze Kraft beanspruchte, das »Quellenwerk zur Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft«, dessen Urkundenbände er übernommen hatte, war trotz aller Mühsal der Arbeit für ihn eine Quelle der Arbeitsfreude; er hat dieses vor einigen Jahren von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz unternommene Werk angeregt und hat sich trotz der Altersbedenken in die daran Arbeitenden einreihen lassen. Er hat eine nationale Tat vollbracht, indem er seine letzten Kräfte für dieses Werk einsetzte. Sein Anteil ist zur guten Hälfte vollendet, und die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz, in deren Gesellschaftsrat der Verstorbene auch mitgearbeitet hat, dankt ihm heute seine Treue; ich erfülle ihren Auftrag, wenn ich es hier ausspreche.

Wir alle, die wir uns um die Erforschung der Geschichte mühen, haben Traugott Schieß viel zu danken. Ich tue es aber schließlich ganz besonders im Namen des

kantonalen historischen Vereins, dessen Präsident Schieß von 1924—1928 gewesen ist, für den er viele seiner besten Arbeiten verfaßt und vor dessen Mitgliedern er in früheren Jahren so oft und gut aus seinen Forschungen vorgetragen hat. Er ist bis zuletzt in der Kommission ein treuer Ratgeber geblieben, wenn ihm auch sein abnehmendes Gehör seit einigen Jahren nicht mehr erlaubt hat, die Vortragssitzungen zu besuchen.

Es wäre Undank gewesen, wenn Schieß nicht schon zu seinen Lebzeiten Zeichen der Anerkennung erhalten hätte. Nachdem er den Briefwechsel der Brüder Blaurer von Konstanz (1509—48) im Auftrag der badischen historischen Kommission veröffentlicht hatte, ist er zum Ehrendoktor der Universität Heidelberg ernannt worden; letztes Jahr hat die Universität Bern ihm die gleiche Ehrung verliehen. Die antiquarische Gesellschaft von Zürich hat ihm die Ehrenmitgliedschaft verliehen, und dasselbe tat der Historische Verein des Kantons St. Gallen. Er sträubte sich gegen jeden äußern Ruhm; nicht verherrlicht werden, aber *gelesen werden* wollte er. Denn obschon er mit dem asketischen Eifer des mittelalterlichen Mönches in seiner Arbeitsklausur saß, betrachtete er die Wissenschaft nicht als eine Angelegenheit, die lediglich einige Gelehrte angeht, sondern als eine Sache der Allgemeinheit, als ein Wirken auch für die lebendige Gegenwart.

Wir sollen von dem Grabe eines nicht alltäglichen Menschen weggehen mit dem Willen, sein Werk zu voll-

enden und es ihm im Guten gleichzutun. Worin uns Traugott Schieß Vorbild ist, das ist das hohe Ethos seiner Arbeit. Er hätte, in Anlehnung an das Wort eines großen Staatsmannes, von sich sagen dürfen: »scientiae inseruiendo consumor«; aber er liebte es nicht, große Worte zu machen. Unserer Freundschaft und unseres Dankes ist er gewiß. Jetzt ruhe er im Frieden.

ANSPRACHE

gehalten von Herrn Dr. H. FEHLIN, St. Gallen.

Wenn wir heute von unserem verehrten Dr. Schieß Abschied nehmen müssen, fühlt man in sich die Verpflichtung, hiezu die einfachsten Worte zu wählen, jene Worte, von denen man wüßte, daß sie um ihrer Aufrichtigkeit und Schlichtheit willen auch vor ihm bestehen würden. Denn das war in dieses Mannes großem Werk und Leben das Ergreifendste und Größte: die Schlichtheit seines Wesens, die Stille seines Schaffens, die Wahrheit seines Forschens, die weise Zurückführung jeder Anerkennung auf ihr gehöriges Maß. Galt ihm doch Schaffen und Leistung immer als menschliche Pflicht und Pflichterfüllung auch in der Wissenschaft als höchster Lebenswert.

Vor einem Vierteljahr, da die Ehrungen der wissenschaftlichen Welt und die Liebe und Dankbarkeit seiner Freunde sich zu seinem 70. Geburtstag um ihn versammelten, da hat er still wie immer entgegengenommen, was sich von außen zu ihm drängte. Aber tief gerührt hat er damals die Summe des Tages darin zusammen-

gefaßt: »Es freut mich doch, zu sehen, daß es so viele gute Menschen gibt die mich gerne mögen«. Damals haben wir ihm gewünscht, daß er, gesund an Körper und Geist, alle seine großen begonnenen Werke vollenden dürfe und daß, weil er abends am leichtesten arbeitete, auch sein Lebensabend ungetrübt und schaffensfroh, recht ausgedehnt und beglückend sein möge. Gott hat es anders gefügt. Wenn heute die Trauer um den Hinschied dieses großen Gelehrten und lieben Menschen unser Herz erfüllt, so wollen wir sein Bild in uns lebendig erhalten und darum mit unseren Gedanken noch einmal an die Stätte seiner Arbeit gehen.

Im Jahre 1901 kam Dr. Schieß als 2. Bibliothekar und Stadtarchivar an die Vadiana. Nach dem Hinschied seines Vorgängers Johannes Dierauer übernahm er die Leitung der Stadtbibliothek. So sehr die Arbeit in einer Bibliothek weiten Kreisen dienen soll, so erfüllt sie sich doch weitab von dem, was man die Oeffentlichkeit nennt. Aus seiner Tätigkeit als Bibliothekar sei denn auch nur die glückliche Schaffung des Schlagwortkataloges erwähnt, der den Benützern, die, wie die unsrigen, ohne große bibliographische Kenntnisse sind, die Bibliothekbestände erst erschließt. 1928 zog sich Dr. Schieß ganz ins Archiv zurück, wo ihm die Muße und Freiheit gegeben war, fast ganz seiner wissenschaftlichen Forschung zu leben. Er hat wiederholt gesagt, wie sehr er sich deswegen dem Bürgerrat der Stadt St. Gallen zu Dank verpflichtet fühle, der ihm hiezu Zeit und Raum und wohnliche Nähe so weitherzig überlassen habe.

Dieses war der Raum: Im Parterre der Vadiana, rechter Hand, die erste Türe. Wir klopfen nicht an, denn auch dieser Lärm dringt nicht ans Ohr des stillen Arbeiters. Ein kleines, dunkles Gemach, eine richtige Gelehrtenzelle, deren spärliches Licht noch verdunkelt wird durch blaue Rauchwölklein. Nah ans Fenster gerückt ein kleiner Tisch, darauf ein Aufsatzpültchen, dessen untere rechte Ecke vom 34-jährigen Gebrauch verbogen sich gesenkt hat, das ist der Arbeitsplatz gewesen, von dem alle die großen Werke ausgegangen sind, die wir hier auch aufgestellt finden, nicht zur Schau, sondern als der notwendige Handapparat des st. gallischen und schweizerischen Geschichtsforschers: das Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, das Appenzeller Urkundenbuch, den Blaurer-Briefwechsel, den ersten Band des Quellenwerkes zur Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Auf einem Pult nebenan liegen bereits die Korrekturen zum zweiten Band, und in den Gestellen an der Wand sind neben der schweizergeschichtlichen Literatur die Photographien und Abschriften für die Ausgabe des Bullinger-Briefwechsels geborgen. Auf dem Stehpültchen aber häuft sich das Manuskript, Blatt um Blatt in der regelmäßigen, deutlichen, kleinen und doch so bestimmten Schrift.

In diesem Raum arbeitete Dr. Schieß jeden Morgen und Nachmittag, Tag für Tag und Jahr für Jahr. Abends aber und bis tief in die Nacht hinein, da versammelte er in seiner Stube, wie es einer seiner Freunde einst so

schön und treffend geschildert hat, die Persönlichkeiten der Reformationszeit um Bullinger und lauschte ihnen zu. Nach der etwas trockenen Arbeit der Urkundenforschung war ihm der Aufenthalt in diesem lebhaften Kreise Erholung und Bedürfnis zugleich. Hier war er ja auch daheim wie kaum ein Zweiter. So sehr ihm Genauigkeit und Wahrheit bis ins Kleinste Gebot war, so gern hat er sich auch an Aufgaben gewandt, wo nicht nur Urkundenwiedergeben und Regestenausziehen, sondern Versenkung in den Geist der Zeit und lebensvolle Darstellung ihn lockten. Und wer den flüssigen und vorbildlich einfachen und verständlichen Stil seiner Abhandlungen auf sich wirken läßt, der wird auch verstehen, wenn dieser Gelehrte es manchmal schmerzlich empfand, daß die Kritik seine wesentlichste Forderung nicht erkannte, diese nämlich, daß seine Werke nicht nur für den Fachmann, sondern für alle ernsthaft Forschenden, auch Laien, geschrieben waren. Denn das hat Dr. Schieß immer wieder betont und hochgehalten: Nicht für eine Gelehrtenzunft, sondern für alle Denkenden müsse man arbeiten.

Und dieses war der Mensch: Von seinem Stehpult her kommt uns der Mann entgegen, klein von Wuchs, die Augen hinter der Brille erhoben, den Kopf leicht zur Seite geneigt, damit das weniger geschwächte Ohr unser Begehren vernehme, die Hand, diese kleine Hand mit dem gekrümmten Daumen weich und doch mit herzlichem Nachdruck in die unsere legend. »Herr Doktor?«

Nie werden wir den gütigen Ton in dieser Stimme vergessen. Alle Freundlichkeit eines liebevollen Mentors lag darin. Die Anrede war zugleich Gruß und Frage nach dem Wunsch. Und nie, gar nie ließ er einen warten, mitten im Satz legte er die Feder weg und war zu jeder Hilfe bereit.

Wie sehr haben die Unrecht, die von einem zufälligen ersten Satz etwas rauh angefaßt, glaubten, hier haue ein mißtrauischer, vergrämter Geist. Ja, wo sich nur lästiges Dilettantentum brüsten wollte, da fand es bei Dr. Schieß kein Gehör. Wo aber auch im einfachsten Mann aus dem Volke ernsthafter Wissenstrieb sich zeigte, da war Dr. Schieß von einer grenzenlosen Hilfsbereitschaft. Trotz seiner vielfachen Ueberlastung reuten ihn da Stunden und Tage nicht zur Herbeischaffung des notwendigen Materials. Wer von allen heutigen st. galischen Geschichtsforschern ist ihm nicht für mannigfache Förderung dankbar?

Ein erstaunliches Gedächtnis, ein unermeßliches historisches Wissen, philologischer Scharfsinn, kritischer Geist und ein waches Auge für die Verflochtenheit der Zusammenhänge befähigten ihn zum Forscher wie zum Berater. Wie groß der Verlust ist, das werden alle die erkennen, die fortan das Archiv aufsuchen und denen die vertraute Gestalt nun nicht mehr entgegenkommt, wird vor allen aber auch tagtäglich der mit tiefem Schmerz empfinden, der heute davon zu Ihnen spricht. Denn nicht nur das Stadtarchiv ist jetzt verwaist, auch

wir von der Bibliothek fühlen uns vereinsamt. Wenn sich Dr. Schieß seit seinem Rücktritt von der Bibliothekleitung auch gar nie mehr in deren Verwaltung und Gang eingemischt hat, wenn er groß und freizügig seinen Nachfolger des Amtes walten ließ, so hat er es doch immer gern gehabt, wenn man zur Abkürzung zeitraubenden Suchens oder wenn man überhaupt nicht wo aus und ein wußte, ihn um Rat fragte. Wir ermessen, wie schwer es fortan ohne ihn sein wird. Wir wissen, daß Archiv und Bibliothek das Beste genommen wurde und fühlen uns des treuesten Freundes beraubt und verlassen.

Aber auch die st. gallische und auch die schweizerische Geschichtsforschung werden heute und noch oft auf ihrem Wege stillestehen und fragen: Wer macht das nun, nachdem Dr. Schieß nicht mehr da ist. Ja, ihn selber haben diese Fragen in der letzten Zeit oft bedrängt und er arbeitete deswegen unter allzuschwerem Druck.

Groß und vorbildlich war auch seine Toleranz, nicht nur in konfessionellen Belangen. Immer wieder überraschte die Milde seines Urteils über menschliche Fehler und Schwächen und das weitherzige Verstehen des Andersgearteten. Er war so mild, weil er so bescheiden war. Und doch, das Bild des Verstorbenen wäre nicht genau, wollten wir nicht auch vom Andern sprechen. Dr. Schieß konnte auch zornig sein und er war herrlich in seinem lauterem Zorn und stark, wenn er sich zu einem wissenschaftlichen Waffengang rüstete. Halbwissen, Ueberheblichkeit und Unwahrheit, das waren seine Todfeinde.

Aber wenn er dann auf dem Kampfplatz erschien, da war er doch wieder der abgeklärte Forscher und der milde Mensch, der nur durch Ueberzeugung siegen mochte und der jeden persönlichen Hieb verabscheute.

Seines Werkes strengster Richter war er selber. Was vor ihm bestand, das konnte die Wissenschaft nicht ablehnen. Peinlich genau vorbereitet, allseitig geprüft und erwogen, verließ ein Werk erst nach mehrmaligem stilistischem Umbau seine Zelle.

Kam man als Fragender, als Schüler zu Dr. Schieß, dann wurde man nicht nur mit der richtigen Antwort entlassen, sondern immer erhielt man zur Bereicherung des Wissens auch eine Förderung in menschlicher Beziehung oder eine Blitzlichtaufnahme zur Weltbildbetrachtung. Es erscheint mir als Pflicht dieser Abschiedsstunde, zu sagen, dass der große Gelehrte auch ein edler, ein hilfreicher, ein guter Mensch war, ein wahrhaft väterlicher Freund, um den wir von ganzem Herzen trauern.

Wir trauern um ihn. Aber wir wollen auch danken, danken für ein Geschick, das Dr. Schieß vor drohendem körperlichem Leid behütet hat. Denn in ihm war in den letzten Monaten nicht nur die Sorge, seine Werke nicht mehr vollenden zu können, die Werke, von deren Last er gern einen Teil auf jüngere Schultern abgeladen hätte, sondern auch die, daß drohende Erblindung ihn einst zur Untätigkeit verurteilen werde. Dieses Schwerste blieb ihm erspart. Krank kehrte er heim vom schweren brü-

derlichen Liebesdienst, heim zu Gattin und Tochter, um am andern Morgen wohl ohne Schmerzen und ohne Todesahnung von dieser Welt zu scheiden. Daß er heimkehren durfte zu ihnen, deren liebevolle Sorge durch ein ganzes Leben hindurch seine Arbeitsfreude erhalten hat und deren Verständnis alles aus seinem Wege räumte, was der vollen Hingabe an sein Schaffen hätte hinderlich sein können, auch dafür wollen wir danken.

Wenn wir um ihn trauern, so sei darin auch unser Dank für sein großes Werk und für sein Leben. Und glücklich wollen wir ihn preisen, denn ihm war das Höchste gewährt: Nicht ohne Werk zu scheiden, nicht ohne Werk, das unvergänglich seinen Namen nennt. Er hat das Werk gewollt, nicht seinen Namen. Aber es ist der verdiente Lohn der Nachwelt für ein Leben, das nichts Höheres als diese selbstlose Forschung kannte, daß sie diesem Werk den Namen gibt, den unvergeßlichen Namen: Dr. Traugott Schieß.

Nun ruhe aus, Du lieber, väterlicher Freund,
von Deiner Arbeit, die Dein Leben war.
Wir aber haben uns're noch zu tun;
d'rum sei uns nah mit Deinem gütigen Rat,
laß immerdar Dein Vorbild in uns leben:
der Pflicht den ganzen Menschen hinzugeben.